

I.

Das Wandern in seiner Bedeutung für die Volkswohlfahrt.

Wie in der letzten Zeit des vorigen, so macht sich auch an dem Ausgange dieses Jahrhunderts in breiten Schichten der Gesellschaft ein tiefes Verlangen nach dem Genuß der freien Natur geltend — ein vielfach noch unbewufster Drang, aber auch schon als Instinkt, wie alle Instinkte, ernst, stark, weise. Und der Erhabenheit dieses Dranges entspricht genau die Grofsartigkeit der Sache, um die es sich handelt. Es gilt dem denkbar Wichtigsten, der Heilung einer Volkskrankheit. In der Menschheit sammelt sich immer von Zeit zu Zeit ein ihrem Leben feindlicher Stoff auf, von dem sie sich bedrückt, geängstigt und gequält fühlt. Darum pilgert sie, wie vor hundert Jahren so auch heute wieder, sinnend, fragend, bittend zu der grofsen Heilkünstlerin Natur, überzeugt, daß diese allein zu heilen und, wie es ihre Art ist, gründlich zu heilen vermag.

Aber der Mensch des 18ten Jahrhunderts äufsert seine Sehnsucht nach dem Genuß der freien Natur ganz anders, als der des 19ten. Denn seine Krankheit ist eine andere, als die unsrige; darum wird auch das Heilmittel, welches er sucht, ein anderes sein, als welches wir begehren. Jener litt an den verhältnismäfsig leichten Mängeln des geselligen Verkehrs, an seelischer Bedrückung, wir kranken an den Schäden des gesellschaftlichen Verkehrs, an Überlastung mit Arbeiten und Sorgen, dulden also neben der seelischen auch körperliche Qual. Darum beansprucht jenes Zeitalter von der Natur eine ganz andere Art der Heilung, sanfte, süfse, lindernde Heilmittel, als dieses, welches nach einem starken, den ganzen Organismus auflockernden lechzt. Dementsprechend ist die Naturanschauung des vorigen Jahrhunderts empfindsam, schwärmerisch-idealistisch, die des unsrigen kühl-verständig, nüchtern-realistisch. Jene erblickt in der Natur ein menschenähnliches, also auch menschlich fühlendes Wesen und sucht in ihr den Freund, welchen sie in der Gesellschaft nicht zu finden vermag, diese sieht in ihr die Summe bewegter Stoffe, die gleich denen sind, aus welchen der Mensch

besteht, und erkennt in diesen Stoffen, diesen bewegten Stoffen, die den ganzen Menschen nach Leib und Seele heilenden Kräfte. Als Stimmführer jener Ansicht darf Rousseau bezeichnet werden, die unserer Zeit ist durch Goethe, den großen Sohn zweier Jahrhunderte, angebahnt, nachdem er der ersteren in Werthers Leiden seinen Tribut gezollt hatte, und findet sich in folgendem Worte, welches die Einseitigkeiten beider Ansichten vermeidet, ausgesprochen: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob dort der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ — Aber wenn die frische Luft des freien Feldes der Ort ist, wo wir hingehören, wie gelangen wir zu diesem Orte? Da wir dem Leben, welches uns der frischen Luft des freien Feldes entzieht, nicht völlig entsagen können, weil wir in dasselbe als den Quellen unserer Existenz tief verstrickt sind, so bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir von diesen beängstigenden Verstrickungen, so oft und so viel es möglich ist, uns loswinden und jenen Ort aufsuchen, d. h. daß wir in die frische Luft des freien Feldes hinauswandern und in der frischen Luft des freien Feldes wandern.

Das Wandern in seiner Bedeutung für die Volkswohlfahrt, diese tiefernste Sache zunächst nach der begrifflichen, dann nach praktischer Seite vor ihren Lesern zu entfalten, das ist die Aufgabe, welche sich unsere kleine Abhandlung stellt, und die, obgleich nur in ihrem zweiten Teile ein eigentlich pädagogisches Gebiet durchstreifend, doch um ihrer allgemein lehrhaften Tendenz willen wohl das Recht, in einer Schulschrift zu stehen, sich nehmen darf.

I.

Der Mensch ist sowohl durch die Eigenheit des Bodens, welchen er bewohnt, wie auch durch seine eigene Beschaffenheit zum Wandern bestimmt. Zunächst durch die Eigenart der Erdoberfläche selbst. Diese ist beständigen, wenn auch äußerst langsamen, darum kaum sichtbaren, Veränderungen unterworfen, die aber das Auge des Geologen, des Geographen, des Kulturhistorikers wohl zu bemerken vermag. Ganze Ländermassen heben sich, sinken nieder; Berge stürzen ein, schweben empor. Das Meer tritt von den Küsten zurück und erobert sich neue Gebiete; Flüsse verlassen die alten Pfade und wandern neue Bahnen. Mit diesen Veränderungen hält die Veränderung des Klimas gleichen Schritt. Denn durch jene Terrainverschiebungen werden die Winde gezwungen, über neue Wege sich zu ergießen, an neuentstandenen Bergen vorüberzugleiten, in neuentstandene Senkungen sich hinabzulassen. Sind sie feuchtigkeitsarm, so saugen sie Seen und Sümpfe auf und ziehen die Decke grünen Pflanzenwuchses von ausgedehnten Landschaften hinweg; trüben sie von Feuchtigkeit, so füllen sie die Niederungen zu Seen und Sümpfen an und verwandeln öde Wüsten in üppige Fruchtgefilde. Durch alle diese Dinge wird der Mensch, welcher der nährenden Erde bedarf, gezwungen, seinen Wohnsitz zu verlassen, einen andern zu suchen, auszuwandern, zu wandern. Auch ist er selbst geschäftig, die Bedingungen seiner Existenz, welche ihm im heimatlichen Boden wurzeln, zu untergraben, das Feld, welches er bebaut, auszusaugen, auszumergeln, bis es an seinem rücksichtslosen Herrn sich rücksichtslos rächt und ihm seine Gaben versagt; zudem sättigt sich in alten faulgewordenen Kulturländern die ganze geistige Luft mit todbringenden

Miasmen und scheucht die Menschheit von dem Boden hinweg, den sie jahrtausendlang bewohnte, der nun brach liegt jahrtausendlang, um sich für ein neues Geschlecht mit neuen Hoffnungen langsam wieder auszustatten.

Und die Menschheit wandert auch wirklich seit den Tagen ihres ersten Auftretens, im ganzen und großen vom Aufgang der Sonne nach ihrem Niedergang hin, gleich den Landmassen, deren Flucht von Osten nach Westen man wohl bemerkt. Aber nicht allein in dieser Richtung. Vom Schöpfungsherde in Hochasien vollzieht sich ein Abfließen kräftiger Menschenströme, am mächtigsten nach Europa, dem schöngegliederten, aber auch nach Indien, in die Thäler des Euphrat und Tigris, nach China und Sibirien. Die seichte Beringsstraße, in vorhistorischen Zeiten wohl kaum vorhanden, bietet kein Hindernis, und langsam, aber unhemmbar, wälzt sich die Menschenwelle bis in die kalten Gebiete des antarktischen Amerika. In ähnlichen Völkerwanderungen wurde Afrika erreicht und besiedelt, Australien und die Inseln. Denn selbst das Meer vermag den vordringenden Menschenmassen keinen Halt zu gebieten, sondern den Strom nur zu verlangsamen.

Alle diese Wanderungen geschehen fast unbemerkt. Aber häufig auch offenbart sich die Wandernotwendigkeit mit der elementaren Gewalt eines Naturereignisses. Israeliten, Griechen und Macedonier, Cimbern und Teutonen, Goten, Burgunder und Vandalen, Normannen, Araber, Mongolen, Kreuzfahrer und Conquistadoren verlassen plötzlich die alte Heimat, brechen sich gewaltsam Bahn und bleiben in fruchtbaren Ländern haften, die sie leer von Bewohnern finden, oder deren Besitz sie sich mit dem Schwerte erkämpfen. Auch wir Spätgeborene sind weit davon entfernt, an den alten Stätten lange zu verweilen, und die Beförderungsmittel der Neuzeit stellen sich gehorsam in den Dienst dieses großartigen Triebes, vortreffliche Mittel, die Menschheit aufzurütteln und durcheinanderzuschütteln. Denn die wunderbare Eigenheit des ewig sich verändernden Erdbodens zwingt den Erdenpilger zu immer erneuertem Wandern.

Und selbst in fetten Ebenen und nährhaften breiten Flufsthälern, in welchen ein Volk für Jahrhunderte sesshaft geworden ist, bleibt es noch lange dem gewohnten Triebe treu. Aber das Wandern äußert sich nicht mehr als ein unruhiges Fortstreben von der Heimatsstätte, sondern als ein Umkreisen des festen und täglichen Zielpunktes. Noch treibt der Hirt in guten Tagen seine Herde zur Weide hinaus, noch umgeht säend und erntend, wenn es die Zeit verlangt, sein Erbe mit stillen Schritten der Landmann, und der Jäger durchsucht im Herbst und Winter nach dem Wilde Wald und Flur. Aber die Bewegung ist eine ruhigere geworden, und sie wird noch mehr eingeschränkt in großen Städten mit dichtgedrängter Bevölkerung, wo einer dem andern den Weg vertritt. Indessen auch hier wandert noch der Kaufmann, indem er seine Waren vertreibt, der Handwerker, wenn ihn sein Geschäft zur Rührigkeit veranlaßt. Jedoch die Kreise des Wanderns sind auch bei ihnen bereits ganz klein geworden; ja bei großen wichtigen Bevölkerungsschichten stockt, wie bei einem abgenutzten Uhrwerk, die Bewegung, setzt häufig aus und hört endlich ganz auf. Indessen der Mensch ist zum Wandern bestimmt und zwar nicht bloß durch die Eigenart des Planeten, dem er angehört, sondern auch durch seine eigene Eigenart.

Denn in dem Menschen besteht, so lange er lebt und sich gesund fühlt, in allen Teilen seines Organismus die kräftigste Bewegung. Das Herz, diese vorzüglichste aller Saug- und Druckpumpen, ist, ohne jemals auszusetzen, mit jedem Pulsschlage beschäftigt, das auf seinem Lauf durch die Adern entkräftete Blut von den äußersten Enden des Körpers wieder zu den Lungen zu führen, wo es mit neuem Leben sich erfüllt, und dies Leben dann wieder den Muskeln und Geweben mitzuteilen, damit sie fähig werden, ihre Arbeiten zu verrichten. In gleicher Weise sind bei jedem Atemzuge die Lungen bemüht, die mit Sauerstoff erfüllte Luft einzusaugen und die mit Kohlensäure beschwerte wieder auszustoßen. Bei dieser ihrer Thätigkeit dehnt sich der Brustkorb mächtig aus, zieht sich wieder kräftig zusammen, und an seiner Bewegung nehmen alle umliegenden Sehnen und Muskeln lebhaften und einen dieser Bewegung entsprechenden Anteil. Auch der Magen hört nie auf, mit den Eingeweiden im Verein wurmförmig sich zu krümmen, und selbst die Teile des Gehirns lagern sich anders bei jedem einzelnen Atemzuge und bei jedem einzelnen Pulsschlage. Wir fügen schliesslich noch hinzu, daß Tausende von Drüsen und Millionen von Poren mit eifrigster Geschäftigkeit arbeiten, überschüssige Feuchtigkeitsmengen aus dem Körper abzuführen und Luft ihm zuzuführen. Diese rastlose innere Bewegung sucht ein Gegengewicht in rastloser äußerer Bewegung, ja jene ist ohne diese kaum denkbar. Wird also dem Verlangen der ersteren von der andern nicht entsprochen, so vergilt es die beleidigte menschliche Natur ihrem Peiniger auf das empfindlichste. Denn der Mensch ist zum Wandern bestimmt nicht bloß durch die Eigenart der Natur, die außer ihm, sondern auch durch die Eigenart der Natur, die in ihm waltet.

Denn wandert der Mensch nicht mehr, d. h. versucht er nicht mehr, den aufgenommenen Nahrungsstoff durch entsprechende Bewegung in lebensfähige Substanz umzuwandeln, tritt also in ihm ein Mißverhältnis zwischen Stoffaufnahme und Stoffverbrauch ein, so erleidet seine Natur eine schlimme Schädigung. Zuerst gehen die Muskeln, welche wir willkürlich bewegen können, eine folgenschwere Veränderung ein. Es setzt sich an die Muskelfasern Fett. Durch diese Substanz wird das Blut verhindert, mit dem Muskelfleisch in lebhaften Kontakt zu treten; deshalb erschlafft es immer mehr und mehr, schwindet endlich ganz und räumt dem Fette seinen Platz. Ist dieser Zustand im Werden, so entsteht im Menschen das Gefühl einer unendlichen Schwäche; diese sucht er durch kräftige Nahrung zu beseitigen, erhöht aber naturgemäß damit nur das Übel. — In gleicher Weise, wie zu den willkürlichen Muskeln, wandert auch das Fett zu edleren Organen und besonders zu dem wichtigsten, dem unwillkürlichen Muskel des Herzens, und fängt nun an, dessen Bewegungen zu schwächen und zu lähmen. Mit der Verlangsamung der Funktionen des Herzens halten die der Lunge, des Magens, der Eingeweide, des Gehirns gleichen Schritt. Das Atmen wird mühsam und quälend; der Puls setzt aus, jagt dann wieder in fieberhafter Hast; der Herzschlag stockt oder äußert sich in ungestümem Klopfen; der Magen will die ihm gebotenen Speisen nicht mehr verdauen, oder weigert sich, sie anzunehmen. Die Unterleibsfunctionen sind gestört; die Denkhätigkeit erlahmt, die Phantasie wird krank, die Stimmung düster, melancholisch, und in Todessehnsucht und Todesfurcht schleicht der Mensch einem frühzeitigen Grabe zu.

Denn die Natur ist groß und gerecht. Sie straft dem Vergehen gemäß; sie nimmt dem Menschen, der ihre Stimme überhören zu dürfen glaubt, das höchste irdische Gut, die Gesundheit, welche allen andern Erdengütern, als da sind Geld, Gut, Rang, Ehre, Ruhm, erst ihren Wert verleiht, und verurteilt ihn zu den Qualen des Tantalus, der, mitten in der Fülle von Bequemlichkeiten und Genüssen, langsam und jammervoll verschmachtet.

So lange die Zahl der in dieser Weise fort und fort zu Grunde Gehenden eine geringe ist, hat das für das Wohl des Ganzen keine große Bedeutung, und es wird auch wohl zu allen Zeiten Leute gegeben haben, welchen ihre Gemächlichkeit lieber war, als ihre Gesundheit, oder die dem Drang der Verhältnisse sich nicht zu entziehen vermochten. Wenn aber ganze weite Kreise der Bevölkerung durch ihre soziale Stellung genötigt werden, auf Bewegung in frischer Luft zu verzichten, oder in den Bequemlichkeiten träge verharren, mit welchen eine vornehmlich dem Luxus und Genuß dienende Kultur sie überschüttet, dann bekommt die Sache eine sehr ernste Seite. Das zeigt uns die Bevölkerung der Städte, die in ertragsreichen Gegenden liegen und sich schnell vergrößern, weil Aussicht auf gewinnbringende Beschäftigung die Leute des flachen Landes anlockt. Da wächst mit dem wachsenden Reichtum die Gier nach Geld und Gut, und es fängt diejenige Zeit zu mangeln an, in welcher man sich in der frischen Luft des freien Feldes wandernd erholt. Oder es führt der gewonnene Reichtum zum Wohlleben, welches als Erholungsmittel angesehen wird, und doch gerade das Gegenteil desselben ist, also die Erschlaffung vergrößert. Da geraten auch die Frauen in den beklagenswerten Zustand, jede Anstrengung zu scheuen und jeden Spaziergang zu vermeiden, weil, wie sie vorschützen, das Wetter zu schlecht sei, und ihre gute Kleidung leiden könne. Als ob sie nicht Zeit genug hätten, wetterfeste anzulegen, und Geld genug, die beschädigte durch neue zu ersetzen! Diese Handlungsweise und diese Gesinnung, der die Kleidung mehr ist als das Leben, wirkt aber auch schädigend auf die heranwachsende Jugend, hauptsächlich auf die Töchter des Hauses ein, die ebenfalls anfangen, den Bequemlichkeiten sich hinzugeben, und kein Vergnügen mehr finden an frohem Jugendspiel in Hof und Garten. Und die Hast und Sucht der begüterten Klassen reizt die ärmeren zu gleicher Hast und Sucht. — Noch schlimmer als die Vermögenden sind diejenigen daran, die durch ihren Beruf gezwungen werden, tagaus, tagein in gebückter Körperhaltung, ohne eine andere Bewegung als die ganz minimale des Schreibens auszuführen, und mit sorgenreicher Denkarbeit beschäftigt, am Pulte zu verharren. Wer wollte sich darüber wundern, wenn diese gedrückt, mißgestimmt, launenhaft, kränklich werden und, was das viel schlimmere ist, den Frohsinn aus Haus und Familie, aus Geschäft und Beruf vertreiben, also niederziehend auf die oft sehr großen Kreise wirken, denen ihre Arbeit und ihr Bemühen gilt! Wenn eine wuchernde Überkultur solche Zustände zu chronischen macht, dann sinkt mit dem körperlichen Wohlgefühl die Lebensfreude, die feine Empfindung stumpft sich ab, der Mensch wird weichlich, kraftlos, dürftig; die Fragen künstlerisch-schöner, gemütlich-geselliger, religiös-sittlicher Natur werden von denen politischer und merkantiler Art überwuchert; die Literatur wird fadenscheinig, die Kunst stellt sich in den Dienst anspruchsvollen Prunks; man nimmt Beschimpfungen gleichgültig hin, um sie kaltblütig zu erwidern. Es entsteht ein auf den Aussterbeetat gesetztes Geschlecht, das unerbittlich von

der vom flachen Lande einsickernden Bevölkerung verdrängt wird, bis auch diese der Bewegungsarmut verfällt und neuen Generationen weicht. Solch ein Prozeß endigt, wenn das flache Land entvölkert und die in der frischen Luft des freien Feldes gewonnene Lebenskraft verbraucht ist.

Dafs eine solche Volkskrankheit zum Tode des Volkes führen kann, versteht sich von selbst. Aber sie braucht diesen Ausgang nicht zu nehmen und wird ihn nicht nehmen, wenn das von der Krankheit ergriffene Volk klug genug ist, seine Krankheit frühzeitig zu erkennen, und kräftig genug, das Heilmittel energisch anzuwenden, nämlich in die frische Luft des freien Feldes so oft als möglich hinauszuwandern und soviel als möglich in ihr zu wandern.

Aber — so könnte man einwenden — aus allem bisher Gesagten erhellt nur die Notwendigkeit einer tüchtigen Leibesbewegung, und diese braucht nicht im Wandern zu bestehen. Ist es nicht viel besser, statt dieser zeitraubenden und wegen Ungunst des Wetters oft nicht ausführbaren Bewegungsart, andere vorzunehmen, also etwa Holz zu zerkleinern, an der Drechsel- und Hobelbank sich abzumühen, oder auch zu turnen und Zimmergymnastik zu treiben, welche ersteren Arbeiten eine viel kräftigere Bewegung, welche letzteren eine mehr allseitige Bewegung aller Körperteile beanspruchen? Es wird keinem Verständigen einfallen, den Wert der genannten Bewegungsarten zu leugnen oder auch nur herabzusetzen. Sie sind von hoher gesundheitlicher Bedeutung; aber sie dürfen doch nur ein Ersatz für Spaziergänge sein, die wegen allzuschlechten Wetters ausfielen, und können nur eine Ergänzung für abgekürzte Spaziergänge abgeben, die, sollen sie heilkräftig wirken, mindestens auf eine Stunde täglich ausgedehnt werden müssen, die also zeitraubend sind. Denn eins bieten jene Bewegungsarten nicht, was gerade dem Wandern vor ihnen den unschätzbaren Vorzug giebt, und weshalb sie so leicht ausgesetzt und schliesslich ganz fallen gelassen werden: die wahrhafte, vollkommene Erquickung des ganzen Menschen an Leib und Seele und allen seinen Kräften. Das vermag kein menschliches Werk, das vermag nur der reine Hauch der göttlichen Schöpfung.

Sie gewährt ihm zuerst und vor allem die süsse Gabe einer reinen Luft. Luft ist des Menschen wichtigstes Nahrungsmittel. Alle anderen genießt er nur von Zeit zu Zeit und braucht sie nur von Zeit zu Zeit in sich aufzunehmen. Die Luft kann er keinen Augenblick entbehren, ohne nicht sofort des Todes zu sein. Daher soll er, wenn er ernstlich an sein Wohl denkt, unablässig dafür sorgen, die am besten beschaffene, die Luft des freien Feldes, in sich aufzunehmen, und er vermag es am besten, wenn er in der frischen Natur wandert. — Er findet diese frische Luft nicht in der Stadt, und je gröfser sie ist, um so weniger. In solchen Ansammlungspunkten von Menschen und Gegenständen menschlicher Bedürftigkeit nimmt er bei jedem Atemzuge nicht geringe Quantitäten von Rauch- und Staubpartikeln, welche der rastlose Verkehr von den aus allen Weltteilen zusammengesleppten Sachen losgerissen und emporgewirbelt hat, in seinen Lungen auf, wo sie sich so fest einnisten, dafs das Atmungsorgan sich schwarz färbt, welches doch bei allen nicht an Feuerwärme gewöhnten Wesen eine schöne rote Farbe hat. Den heilsamen Einfluß der frischen Luft wird schon der empfinden, der, behaglich in

ihr ruhend, sie bequem einsaugt. Wer aber in ihr kräftig wandert und durch die erhöhte Thätigkeit des Herzens gezwungen wird, sie in vollen Zügen in sich zu schöpfen, den wird ihre lebenspendende Kraft mit dem Gefühl höchsten Wohlgenusses beglücken. — Und nicht blofs deshalb, weil sie zu vollem Atmen nötigt, ist die Bewegung des Wanderns allen andern Bewegungsarten vorzuziehen, sondern auch darum, weil sie harmonischer ist als jede andere. Bei jedem kräftigen Aufatmen strengen sich alle Muskeln des Brustkorbes auf das lebendigste an, den sich ausdehnenden Lungen den weitesten Spielraum zu geben; die des Unterleibes dagegen versinken in Unthätigkeit, um bei jedem kräftigen Ausatmen recht wirksam zu sein und denen der Brust ihre Ruhe zu gönnen. Diese unaufhörlich abwechselnde, gleichmäfsig starke Bewegung der obern und der untern Organe des Rumpfes ist die wichtigste Ursache des beim Wandern entstehenden Wohlgeföhls. Die tüchtigste Arbeit aber haben beim Wandern Beine und Füfse zu leisten; sie stärken sich also am meisten, was ihnen auch zukommt, denn sie sind die Träger des ganzen übrigen menschlichen Körpers. Zu gleicher Zeit führen die Arme schlenkernde Schwingungen aus, und der Kopf übt unwillkürlich Gymnastik, indem er sich nach allen Seiten dreht, um mit möglichst vielen Landschaftsbildern sein Inneres zu füllen.

Aber indem wir des Kopfes gedenken, beginnen wir, eine weitere und höhere Bedeutung des Wanderns, nämlich die als eines Heilmittels der Seele, zu begreifen. Der Kopf ist Träger der edelsten Sinnesorgane und deshalb als Haupt, als Hauptsache hoch auf den Rumpf des Menschen gestellt, damit er von seiner hohen Warte aus die Eindrücke aufnehme, welche die Welt auf ihn zu machen versucht. Und hier oben leuchten, als des Menschen köstlichster Besitz, seine zwei Augen, die Kristalle, denen an Wert kein Edelstein gleichkommt, und darum so unvergleichlich kostbar, weil sie das Erfreulichste der Dinge, den blitzenden Demant in der Krone der Schöpfung, das Licht mit allen seinen Farbentönen, auf die Seele zu leiten vermögen, auf der es die lebensvollen Bilder wahrhaftigen Lebens deutlich aufzeichnet. Das Licht, welches auf die Erkenntnis eines jeden Gegenstandes den entschiedensten Einfluß hat und in günstiger Stellung die Schönheit des Schönsten erhöht, ist nirgends lebendiger als in der freien Natur, und das Auge nirgends geschäftiger, es in sich zu trinken als dort. — In der grofsen Stadt erblickt dieses Auge, das nach Voll- und Fernblicken schmachtet und ohne diese an Kraft und Anpassungsfähigkeit verliert, niemals mehr als einen kleinen, unregelmäfsigen, zerackten Ausschnitt des Himmels, niemals die erhabene Wölbung des Weltentempels. Der Blick fällt immer nur auf nahe, ganz nahe Gegenstände geringen Wertes, kann niemals in die wonnige, träumerische Ferne schweifen, wo die Welt im Dufte endigt und zu raten aufgibt. In der Stadt begegnen dem nach Farbenfülle und Farbenharmonie schmachtenden Blicke nur getrübe, gebrochene, schmutzige Töne, nie vernimmt es die Farbenkonzerte, welche das Licht der Sonne im Wechsel der Beleuchtung über der Landschaft spielt.

Einen ähnlichen Genufs wie das Auge erfährt in der freien Natur das Ohr, als das Organ desjenigen Sinnes, welches der Natur die Starrheit nimmt, die sie, wenn nur mittelst des Auges aufgefaßt, haben müfste. Aber wie wird in dem rastlosen Treiben der Grofsstadt das Ohr beleidigt! Verworrene, unklare, durcheinanderjagende Töne, Gesumm, Geschrei, Gepolter, Gerassel, mufs es angstvoll vernehmen, und selbst der Menschenrede vertrauter

Schall wirkt nicht mehr erquickend, weil er Begriffe zu bilden zwingt und oft Besorgnis einflößt. — Aber nun wandern wir hinaus in der Allmacht erlabenen Tempel! Da sind alle Töne einfach, klar, bestimmt: das Rauschen des Baches, die Stimme eines Vogels, der Klang einer Glocke, das Geflüster des Laubes, die Akkorde des Sturmes. Da ist die menschliche Rede verstummt, und nun zieht die Ruhe der Natur beruhigend in die kranke Seele und macht sie wieder fähig für die Lösung der großen Aufgaben des Lebens. Und wie erquickend wirkt der Duft des Feldes, des Waldes, nur beiläufig erwähnt, auf den Geruchssinn ein, der als Wächter unserer Gesundheit uns beigegeben ist und uns unaufhörlich daran erinnert, den Miasmen zu entfliehen, welche als Krankheitserreger die Luft jeder größeren Stadt beschweren!

Man könnte eine ähnliche Förderung und Labung, wie sie die ebengenannten Sinneswerkzeuge beim Wandern erfahren, auch für die übrigen nachweisen, was für den des Geschmacks nicht schwierig, umständlich für den begrifflich nicht genügend feststehenden des Gefühls wäre. Aber wir wollen uns nicht in Umständlichkeiten verlieren, sondern zeigen, daß die reichsten und reinsten aller Genüsse, die allein keinen Zweifel an ihrer Berechtigung im Gewissen zurücklassen, uns allezeit offenstehen, in jeder Jahreszeit, an jedem Tage und fast zu jeder Tageszeit, d. h. daß fast kein Wetter den echten Naturfreund von seinen Wanderungen zurückhalten wird, wenn sich ihm gerade die Zeit dafür bietet. Denn für ihn ist das Wetter so gewiß fast immer schön, wie es für den in das materielle Leben Versenkten fast immer schlecht und ihm nur etwa dann ein Genuß ist, wenn er bei blauem Himmel und lauer, durchsichtiger Luft, in grünen Feldern, schattigen Hainen auf ebener Straße in bunter, plaudernder Gesellschaft, behaglich schlendernd, sich ergehen kann. Auch der tüchtige Wanderer nimmt einen solchen Spaziergang einmal gern mit, aber er hält ihn nicht für den wertvollsten, und alle andern für wertvoller und damit auch für verdienstvoller, welche Kraft erfordern und zur Betrachtung und Beachtung von Naturerscheinungen auffordern, die gemeinlich nicht für schön gehalten werden. So hat er eine wahrhafte Freude, wenn schwere Wolken über den Himmel dahinrollen, denn er sieht, daß sie von unschätzbarem Werte für die Belebung der Landschaft sind und eine Welt für sich in der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten. Und selbst, wenn einförmiges Grau den Himmel bedeckt, und trüber Nebel die Gegenstände verschleiert, dann erhält für ihn die Landschaft in ihrer Beschränkung den Charakter des Anheimelnden und zugleich des Märchenhaften, da im Nebel infolge optischer Täuschung die Gegenstände phantastisch zu ungewöhnlicher Höhe emporschwanken. So etwas macht sich auch im Schneegestöber und bei feinem Nebelregen bemerkbar. Selbst ein Spaziergang bei heftigem Winde hat für den Wanderlustigen einen eigenen Reiz. Er zwingt ihm ein rasches Tempo auf und wird ihm zum Bilde der dem Menschen im Leben sich entgegenstimmenden und ihn vorwärts stoßenden Gewalten, denen er standzuhalten hat. Am meisten erquicklich aber für Leib und Seele erscheint uns ein Spaziergang, der bei strenger Winterkälte unternommen wird. Liegt dann volle Sonne über dem bereiften Walde, dann hat man einen feenhaften Anblick, denn die herrlichsten Farben gleiten über den zarten Eisnadeln des Reifes hin. Vielleicht überrascht uns einmal ein Regen oder ein Gewitter. Wir ertragen den Regen gelassen und freuen uns über die

Pracht der zuckenden Blitze, über die Majestät des rollenden Donners. Wer aber niemals durch das Wetter und nur durch gesellschaftliche Verpflichtungen sich von seinem täglichen Spaziergange zurückhalten läßt, der wird zum erklärten Lieblinge der guten Mutter Natur, und sie überrascht und beglückt ihn dann auch zuweilen mit dem Geschenk von Nebensonnen und Nebenmonden, Sternschnuppenfällen, Nordlichtern und Dämmerungswundern zum Lohne dafür, daß er ihre Schönheit und Güte auch da erkannte, wo die meisten sie verkannten.

Dem aufmerksamen Leser dieses Aufsatzes wird es wahrscheinlich nicht entgangen sein, daß bisher immer nur von solchem Wandern die Rede gewesen ist, welches täglich bei unserer Wohnung anhebt und nach kurzer Zeit wieder bei ihr endigt, von dem sogenannten Spaziergang, einem unschönen Worte, das sich aber kaum durch ein anderes wird ersetzen lassen. Von ihm ist diejenige Art des Wanderns sehr verschieden, welche man die Reise nennt. Bei ihr entfernt sich der Mensch möglichst schnell und möglichst weit von seinem Wohnorte, um in einer fremden oder ihm nur wenig bekannten, aber durch gewisse Merkwürdigkeiten ausgezeichneten Gegend ganze Tage und Wochen von früh bis spät wandernd umherzustreifen. Dieses zu allen Zeiten, freilich meistens nur von wenigen, geübte Wandern hat heutigentags eine so ungeheure Ausdehnung gewonnen, daß selbst die großartigen Beförderungsmittel der Neuzeit oft nur mit Mühe den an sie gestellten Anforderungen zu genügen vermögen: eine Erscheinung, die in vieler Hinsicht zu denken giebt, jedenfalls aber von einem tiefen Bedürfnis Zeugnis ablegt und uns darüber belehrt, daß ein großer Teil der Menschheit sich ebenso von der Jahresarbeit einmal im Jahre gründlich zu erholen hat, wie von der Tagesarbeit an jedem Tage. Zu denen, welche eine solche jährliche Erholungszeit nicht ohne schwere Schädigung ihrer selbst und des Ganzen entbehren können, gehören alle diejenigen, welche in verantwortlichen Stellungen wirken, wie die Leiter großer industrieller und merkantiler Unternehmungen, und alle Beamte, die in Staat und Kirche auf irgend eine Weise dem öffentlichen Wohle dienen. Für sie ist das Leben nicht bloß arbeitsvoll, sondern auch reich an ungelösten schweren Fragen, und ihr Amt zwingt sie, ihm zu gunsten ganz des eignen individuellen Seins sich zu entäußern. Der Spaziergang, zu dem es häufig wegen geschäftlicher und gesellschaftlicher Verpflichtung trotz ihres besten Willens nicht täglich kommt, reicht für sie keineswegs aus, und es bleibt nach jedem Spaziergang ein kleiner Rest von Krankheitsstoff zurück, der sich, vermehrt um den, welchen die ununterbrochene Tagesarbeit gebracht hat, im Laufe eines Jahres zu bedenklicher Höhe aufsummt. Solche Leute bedürfen jährlich der Ferien, je höher und verantwortungsvoller ihre Stellung, um so mehr und, wenn sie die höchste und verantwortungsvollste ist, am meisten. Ihnen kommt eine Zeit im Jahre zu, wo die redliche Arbeit endlich einmal ruht, wo sie frei vom Zwange jeder Art sich fühlen, und wo im unausgesetzten Achten auf den majestätischen Pendelschlag der Weltenuhr der große Heilprozeß sich vollziehen kann.

Aber wohin werden sie reisen? wo wandern? — Eine jüngere, von der allgemeinen Krankheit noch nicht mürbe gemachte, aber bereits angesäuerte Generation wendet sich wahrscheinlich in den Ferien den großen Weltstädten zu. Sie hat noch das Bedürfnis, Belehrung aus dem Menschenleben zu ziehen und die Werke menschlicher Thätigkeit, wie

Bauten, Bildwerke, Gemäldegalerien, gewerbliche Anlagen und dergleichen, in Augenschein zu nehmen und zu studieren, und hofft, in dieser Thätigkeit Erholung zu finden. Nun gewähren auch die Weltstädte dem Erholungsbedürftigen zweierlei, nämlich lebhaft den Körper kräftigende Märsche und die für die Seele so nötige Einsamkeit. Denn ihre Sehenswürdigkeiten liegen weit auseinander, werden also wandernd erreicht, und ihre Einwohner stehen ohne Beziehung zu dem Fremden, stören ihn also nicht in seinen einsamen Betrachtungen. Aber doch nur in gewisser Weise. Dem Wanderer fehlt die frische Luft, und dem Einsamen die Stille. Darum fühlt er sich nach der Ferienzeit nicht hinreichend erquickt und bestimmt daher für das nächste Jahr den Meeresstrand zum Rastort. Hier labt sich die müde Seele an der ungeheuren Meeresfläche, und heilend wirkt die salzige Seeluft auf seinen Körperzustand ein. Aber es fehlt dem Erholungsbedürftigen eins, die Nötigung zum Wandern. Das Strandleben ist gemeiniglich nur ein behagliches Genußleben, nichts als die Fortsetzung des in der Heimat geführten, und kann, wenn der Badegast sich nicht auch zu anstrengenden Wanderungen über die Dünenzüge hin und an dem Meeresufer entlang veranlaßt sieht, der Aufgabe, die man ihm zuwies, nicht genügen. Dasselbe gilt von allen Binnenlandsbädern, welche daher nur von Leuten besucht werden sollten, die an einer ausgesprochenen Krankheit, für welche das Bad Heilung verspricht, leiden, aber nicht von denen, die an einem von der Arbeitslast erschöpften Körper, einer erlahmten Seele zu tragen haben. Sie gehören in das Gebirge und sollten, wenn sie es irgend ausführen können, das schönste Gebirge Europas, wenn nicht der Welt, aufsuchen, die Alpen.

Eine durch mehrere Wochen hindurch ausgedehnte, vom Wetter nur einigermaßen begünstigte Alpenwanderung gehört zu den herrlichsten Gaben, welche ein gütiges Geschick uns darzureichen vermag, und welche wir selbst uns bieten können. Denn alles in der Welt hat seinen Preis, das Beste den höchsten. Wir dürfen also nicht erwarten, daß uns das Herrlichste umsonst und ohne Gegengabe gewährt werde. Zeit und Geld muß erübrigt, die Lust am Ertragen von Mühseligkeiten und Entbehrenen erworben, ein tiefgehendes Studium der Natur des Alpenkörpers vorher gemacht sein, ehe wir die Alpenreise unternehmen dürfen, wenn sie unsere Opfer mit überschwenglichen Gaben vergelten soll. Dann wird im Genuß der überwältigenden stillen Majestät des Hochgebirges das eintreten, was wir begehren: Heilung von der Krankheit des modernen Lebens, Regeneration der erschöpften Persönlichkeit, Gesundung des Subjekts in seinen tiefsten Tiefen.

Dieses Wandern ist zunächst die Quelle höchster körperlicher Vorteile. Brachte schon der tägliche Spaziergang durch die Anstrengung, welche er erfordert, nennenswerte Beiträge zur Wiederherstellung des Gleichgewichts von Stoffaufnahme und Stoffverbrauch, so bewirkt die Alpenwanderung eine vollständige Aufrüttelung, Aufschüttelung, Auflockerung aller körperlichen Organe. Denn weil die Alpen die größten Terrainunterschiede aufweisen, so sind auch hier im Wandern die größten körperlichen Arbeiten zu leisten. Nehmen wir an das Gewicht des Wanderers betrage mit seiner ganzen Ausrüstung 80 klg., so wird bei einer 6stündigen Wanderung etwa von dem 1000 m hoch gelegenen ersten Schutzhaus auf der Simplonstrafse von Brieg aus dies Gewicht in 6 Stunden Wanderns bis zum 2000 m hohen

Simplonpasse 1000 m hoch gehoben, d. h. der Wanderer hat eine Arbeit geleistet, die derjenigen gleichkommt, mit welcher man in 6 Stunden ein Gewicht von 80 klg. 1000 m, oder 1 klg. 80000 m, oder 80000 klg. 1 m hoch hebt. Diese ebenbeschriebene Wanderung ist aber auf bequemem Wege, auf glatter Chaussee, ausgeführt. Ganz bedeutend größer aber wird die Leistung bei einer Bergwanderung in pfadloser Wildnis. Man hat ausgerechnet, daß, wenn man zu der Arbeit des Körperhebens die des beschleunigten Atmens, bei welchem der Puls von 80 Schlägen sich bis zu 120 steigert, sowie die der Wärmeerzeugung und der Ersetzung des Wärmeverlustes hinzunimmt, „eine Erhebung zu 2000 m Höhe bei 5stündigem Steigen für einen Mann eine Kraft erfordert, welche nötig ist, um 180000 lit. Wasser in der gleichen Zeit in ein um 1 m höher gelegenes Becken hinaufzuschaffen.“ Daß bei einer solchen Anstrengung der unnütze Fettstoff aufgezehrt werden muß, versteht sich von selbst, und daß alle Muskeln, vorzüglich die der Beine, eine ganz fabelhafte Kräftigung erfahren, desgleichen. Denn je höher und steiler der Anstieg ist, um so höher hat das vorgesetzte Bein das Gewicht des Körpers zu heben, das zurückgestellte es um so kräftiger emporzuschellen. Es folgt nun freilich nach jedem Anstieg der Abstieg, aber auch dieser erfordert sofort eine anstrengende körperliche Arbeit, wenn die Neigung des Weges nur einigermaßen stark ist. Dann wirft sich bei jedem Schritt die ganze Last des Körpers auf das vorgestellte Bein, während das zurückgestellte sich im Knie unerhört beugen muß. Hierbei wird der Körper so gründlich durchgerüttelt, daß beispielsweise der Aufstieg zur Gemmi von Leuk aus noch eine geringere Leistung ist, als die des Abstiegs von derselben, wie jeder bezeugen kann, der beide Touren ausgeführt hat. Um die den Beinen beim Hinuntermarsch zugemutete ungeheure Arbeit ihnen etwas zu erleichtern, benutzt man mit Erfolg den Bergstock, der einen Teil der Last von den Beinmuskeln auf die der Arme und der Brust überträgt. Als Wirkung aller solcher Mühen stellt sich ein hohes körperliches Wohlbehagen während und nach der Bergfahrt ein; am nächsten Morgen befinden wir uns so frisch und munter, als hätten wir am vergangenen Tage nichts gethan, und fühlen uns zu erneuter Wanderung geradezu gezwungen. Teil an der Erzeugung dieses Wohlbefindens hat auch die Reibung der Kleider an der Haut, wodurch die Schuppen derselben beseitigt, die Poren geöffnet und Ausgänge für die körperlichen Flüssigkeiten hergestellt werden. In der dünnen Luft erfolgt nun eine großartige Verdunstung der wässerigen Stoffe des Körpers, infolgedessen sich ein ungewöhnlicher Durst einstellt. Indem wir nun gar kein Bedenken tragen, ihn an jedem Bergwasser, das in tausend Adern an uns vorüberhüpft, zu stillen, ersetzen wir die aus dem Körper ausgeschiedene mit wertlosen Stoffen beschwerte Flüssigkeit durch vollkommen reine und kühlen die innere Glut mit reinstem Nafs, baden und waschen also gleichsam unser ganzes Innere auf das gründlichste. Eine weitere Quelle des Wohlbefindens rauscht uns in dem Ozean der uns umgebenden völlig staubfreien Luft, diesem allgegenwärtigen Balsam allheilender Natur. Durch das beschleunigte Atmen führen wir sie in größter Fülle dem Körper als sein Lebenselement immerfort zu. Und die Bergluft ist zugleich kräftig, scharf, beizend; sie durchlüftet unsere Kleidung und uns selbst durch und durch. Die Erkenntnis solcher Wirkungen hat zum Bergsport geführt. Er gilt als eine Modekrankheit, ist aber in Wirklichkeit das Heilmittel gegen eine solche.

Wodurch aber läßt es sich erklären, daß man im Bergsteigen eine größere körperliche Arbeitsleistung zu erzielen vermag, als in anderer Tätigkeit? Weil Alpenwanderungen auch geistige Genußmittel, und zwar ersten Grades, sind und uns als solche befähigen, die körperlichen Anstrengungen immer und immer wieder zu vergessen. Wir erklären uns dies in folgender Erwägung.

Das Organ, durch welches die Außenwelt mit dem Innern des Menschen in Beziehung tritt, sind seine Sinneswerkzeuge, vor allem die am feinsten gebildeten, Auge und Ohr. Beide empfangen auf ihrer empfindlichen Nervenhaut Eindrücke von der Außenwelt. Der menschliche Geist liest sie von ihr ab und formt sie zu scharfumrissenen Bildern, die des Auges zu Raum-, die des Ohres zu Zeitbildern. Nun stelle man sich einen Menschen vor, der von früh bis spät am Schreibtische zu verharren, viel zu lesen und viel zu schreiben hat. Welches seiner Sinneswerkzeuge, oder vielmehr welche Seite seines diesen Sinneswerkzeugen entsprechenden Geistes, wird am meisten zu arbeiten haben, die des Auges oder die des Ohres? Jedenfalls nicht die des Auges. Die Welt, welche es überschaut, ist das Arbeitszimmer, die Fläche, über die es schweift, das Buch. Die Buchstaben aber, welche es in sich aufnimmt, sind keine Dinge, sondern nur Zeichen für Dinge, also für das Auge ohne Wert. Auch auf einem Gange durch die Strafen bemerkt der Besitzer solcher Augen, sobald ihm sein Denken begleitet, von allen den tausend Dingen, die hier zusammengestellt sind, nichts. Sie haben wohl einen Eindruck auf die Netzhaut seiner Augen gemacht, werden aber von ihrem Orte nicht abgehoben und zum Bewußtsein gebracht. Das Auge, oder vielmehr die vom Auge mit der Außenwelt in Kontakt gesetzte rezeptive, erkennende Seite des menschlichen Geistes, leidet also an Arbeitsmangel, und die dem Auge nun werdende Schwäche ist nicht als eine Folge einer dem Auge gebührenden nur allzu großen Arbeit, sondern einer ihm fortwährend versagten Arbeit, nämlich der, Raumbilder zu schaffen, anzusehen.

Und wie geht es dem Gehörsorgan, wie geht es der diesem Organ entsprechenden Seite des menschlichen Geistes? Scheinbar sehr gut. Es hat ja nichts zu thun. Das Arbeitszimmer liegt vom Strafenlärm weit entfernt. Diejenigen, welche dem ganz mit Lesen und Schreiben beschäftigten Manne etwas mitzuteilen haben, fassen sich kurz, und er fertigt sie mit kurzen Worten ab, denn ihm ist, wie er häufig ausspricht, Hören und Sprechen lästig. Aber warum denn? Es ist um ihn herum doch so auffallend still. Allerdings, deutlich gesprochene Worte vernimmt er wenig, aber sehr viel unausgesprochene, jedoch als gesprochen vorgestellte Worte. Der Lesende glaubt den Lärm sich kreuzender Meinungen zu vernehmen, der Schreibende das Urteil über seine Meinungen zu hören. Denn von dem Auge, welches die Buchstaben liest, die von fremder oder eigener Hand aufgezeichnet sind, geht die geistige Bedeutung dieser Zeichen auf dem Wege durchs Ohr zu der ihm entsprechenden produzierenden, kombinierenden, denkenden Seite des menschlichen Geistes über und versetzt es in die heftigste Anstrengung. Denn die Züge sind undeutlich, welche das Auge, als ein zu diesem Zwecke nicht taugliches Organ, auf die Nervenhaut des Ohres geschrieben hat, und es ist schwer, ermüdend, erschöpfend, solche nur halbdeutlichen Zeichen zu entziffern und sie zu klarer Verständlichkeit zu erheben. Das Auge hat also unbeschäftigt, das Ohr vielgeschäftig, viel zu geschäftig sein müssen.

Jenes möchte auch einmal nach seiner Weise arbeiten, dieses endlich einmal ruhen. Das Verlangen beider Sinnesorgane oder vielmehr der beiden geistigen Seiten des Menschen erlangt vollste, schönste Befriedigung auf ausgedehnten Wanderungen durch die diesen Begehungen freundlich entgegenkommende Hochgebirgsnatur.

Was zunächst das Auge anbetrifft, so entspricht die Alpenwelt hauptsächlich in drei Dingen den Bedürfnissen des Auges: hinsichtlich des Gesichtsfeldes, des Gesichtskreises und der Zahl der Gesichtsbilder. Richten wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das Gesichtsfeld. Es ist größer, als anderswo, und mit Dingen erfüllt, welche dem Auge wohlthun. Denn wenn wir an einem Thalrande dahinwandern, so übersehen wir nicht bloß die Bergwand, an der wir uns befinden, sondern auch die ihr gegenüberliegende von ihrer Tiefe bis zu ihrer Höhe, und alle Gegenstände nicht in schräger, sondern in senkrechter oder der senkrechten Richtung sich annähernden Perspektive. Alle diese Gegenstände sind natürlich oder naturähnlich: Fruchtfelder, Wiesen, Dörfer, Gehöfte, Sennhütten, Wälder, kahle Felsen, Eisströme, Schneespitzen. Sie alle treten deutlich hervor, sondern sich klar von einander ab und stehen in bequemer Verbindung und Abwechselung. Bei der täglichen Arbeit war die Zahl der Dinge minimal, und die Dinge standen in keinem leicht begreiflichen Zusammenhange, und bei dem täglichen Spaziergange verdeckten sich wegen der schrägen Ansicht die Dinge gegenseitig. — Aber auch der Gesichtskreis ist bei Alpenwanderungen bis zur Gesichtsgrenze erweitert, wenn wir von einer hervorragenden Anhöhe Umschau halten. Dazu kommt, daß das von dem ungeheuren Runde umrahmte Bild von außerordentlicher Fremdartigkeit ist: ein niegeahntes, niegeträumtes, unirdisches Bild der Erde, ein mitten in der heftigsten Bewegung erstarrtes Meer voll grauer Wogen mit silbernen Schaumkämmen unter tiefdunkelblauem Himmel. Solch ein ungeheures, seltsames Bild aber bot sich in der Heimat nie. — Endlich aber ist auch die Zahl der Bilder, welche der Wanderer seinem Geiste durch das Auge zuführt, ganz unendlich, denn jeder Schritt, den er vorwärts thut, bringt ein neues, und alle die Bilder, welche auftauchen, durchlaufen die ganze Skala von der lieblichen Fruchtlandschaft Italiens bis zur grausigen Erhabenheit der grönländischen Gebirgsnatur, und man kann sie in einem Tage dem Auge vorführen. Wo also könnte das geistige Vermögen der sinnlichen Anschauung vermittelt des Auges wonniger schwelgen, und wie schwelgt es, nachdem es so lange in unfruchtbarer Dienstbarkeit gefesselt war!

Dagegen wird nun diejenige Seite unseres Geistes, die durch das Ohr mit der Sinnenwelt in Beziehung tritt, das Vermögen der begrifflichen Auffassung, welches so furchtbar überanstrengt wurde, sich der verdienten Ruhe hingeben. Denn solange wir im Thale wandern, unterbricht nur das Plätschern und Rauschen der Alpenwasser, das Läuten der Herdenglocken und der Jauchzer eines Älplers die allgemeine Stille, sind wir aber zu den eisbedeckten Höhen hinaufgestiegen, so schlägt an unser Ohr nicht der leiseste Laut in dieser tier- und menschenleeren Öde. Da das Raumbild, welches vor dem Beschauer liegt, mit überwältigender Kraft ganz die empfangende, rezeptive Seite des menschlichen Geistes in Anspruch nimmt, und da hier jede Spur einer Bewegung, also auch jede Art von Zeitbild, fehlt, so bietet sich für die durch das Ohr vermittelte produktive Seite derselben auch nicht der geringste Anlaß zur

Thätigkeit. Sie genießt den tiefen, wohlverdienten Seelenschlaf und ersetzt im Schlafe vollständig die ihr während der Arbeitszeit verloren gegangene Kraft.

Versuchen wir nun nach dieser Erörterung, uns den Unterschied zwischen Auge und Ohr noch einmal zu vergegenwärtigen und, wo möglich, noch tiefer zu fassen. Durch das Auge wird dem Menschen die Welt des ruhigen Seins, durch das Ohr die des bewegten Handelns eröffnet. In die letztere ist der moderne Mensch während des größten Teils seiner Erdenwallfahrt tief versenkt. Er muß ohne Unterlaß handeln, aber darum auch viel erdulden, denn alles, an welchem er seine Thätigkeit ausübt, steht unter dem Gesetze des Beharrungsvermögens und leistet ihm Widerstand, den er zu überwinden hat. Das gilt sowohl von den Dingen, an denen sich seine Thätigkeit äußert, wie von den Menschen, mit denen er im Verkehr steht. Ist nun auch dieser Verkehr, der sich als Kampf geltend macht, durch Gesetze geregelt und als Kampf durch Sitten gemildert, so besteht er doch und hört nie auf. Aus dem Kampfe aber trägt man Wunden heim, kleine, jedoch zahlreiche, die, weil sie als nicht notwendig erscheinen, mehr Schmerzen machen, als das gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Seelisch bedrückend ist in diesem Verkehr der Menschen untereinander auch die stetige Rücksichtnahme auf fremde Neigungen und Meinungen, die den Menschen nie zum Gefühl völliger Freiheit kommen läßt. Aus allen diesen Bedrückungen und Ängsten wird der Mensch in der großen Alpennatur emporgehoben und zu den Lebensbächen und den Lebensquellen geführt, wo Vernunft wieder zu sprechen und Hoffnung wieder zu erblühen anfängt, wo statt heißem Wünschen, wildem Wollen, statt läst'gem Fordern, strengem Sollen der Genuß des Sichaufgebens waltet, an die Stelle der Befangenheit die Freiheit, an die Stelle der Reflexion die Intuition, an die Stelle der unsinnigen Hast die vernünftige Besinnung tritt. Daraus läßt sich auch die Selbstvergessenheit erklären, die den Menschen in dieser gewaltigen Natur auf Augenblicke überrascht. Denn da die Welt des Handelns, des Ohres, für ihn nicht besteht, so ist er ganz Auge, mit der sinnlichen Welt eins geworden und in ihr untergetaucht, und seine Seele, — ein entzückendes Wort seiner Abstammung nach — hat sich zum See geglättet, aus dessen Spiegel die wirkliche Welt als zweite verklärte aufleuchtet.

Aber solche höchst gesteigerten Momente des Seelenlebens können nicht häufig sein und auch nicht lange anhalten. Immer wieder wird das Denken an die Stelle der Anschauung, die Selbstbesinnung an die der Selbstvergessenheit treten. Indessen das Denken ist anderer Art als sonst. Es richtet sich zu allererst an die eigene Persönlichkeit. Da diese aber jetzt frei schalten kann und an keiner anderen als an der eigenen ihre Grenze findet, so werden wir denken, was wir in der Arbeitszeit nicht zu denken vermochten, so gewiß diese Gedanken auch damals nicht außerhalb der Grenzen unseres eigenen Denkvermögens lagen. Jetzt besinnt sich der Geist auf sich selbst und tritt in Aktion, nachdem er vorher im Gewirr menschlicher Stimmen nie zu Worte, und im Gewirr menschlicher Meinungen nie zur Besinnung kommen konnte.

Diese Seelenregungen sind zunächst religiös-sittlicher Natur. Verdanken sie aber auch ihre Entstehung den Eindrücken, welche die Alpenwelt in uns gemacht hat? Sicherlich nur zum geringsten Teil, denn Frömmigkeit wurzelt hauptsächlich in den Erfahrungen des

menschlichen Lebens und in den Betrachtungen der Schicksale des Einzelnen wie der Gesellschaft, in dem gelesenen Wort und der kirchlichen Erbauung. Aber weil wir in der stillen Natur zum Meditieren über uns und unsere Schicksale, die im goldenen Dämmerlichte der Entfernung schweben, gelangt sind, und nichts uns in unserm Denken stört, so vertieft sich in uns, was flach war, und wir werden ergeben und versöhnlich gestimmt. Aber diese Stimmung ist nicht aus der Natur, sondern aus dem Worte und Geiste geboren, und nur durch die Natur zur lebendigen Anschauung gebracht. Anders mag es mit den Gedanken an die göttliche Allmacht und Majestät, die in der überwältigenden Pracht der Alpen sich geltend machen, bestellt sein. Die Natur hat freilich keine Sprache noch Rede, man höret ihre Stimme nicht, aber das muß man ihr lassen, sie schafft Zungen und Herzen, durch welche sie denkt und spricht zum Preise dessen, der sie ins Leben gerufen hat. Für uns, die wir in einem reichentwickelten religiösen Gedankenkreise leben, sind solche Stimmungen gewiß durch die in der Bibel niedergelegten Naturempfindungen vermittelt, aber die Anfänge derartigen religiösen Denkens liegen in Naturbetrachtungen, und die Ursprünge der Urreligionen in dem grandiosen Deserto der Wüsten und Gebirge.

Wie zum religiös-sittlichen, so regt die Grofsartigkeit der Alpennatur auch zum wissenschaftlich-ästhetischen Denken an, aber sie erzeugt solche Gedanken nicht, oder doch nur in geringem Mafse. Darum wird ebensowenig, wie dort die Kirche, hier das Studierzimmer durch die freie Natur ersetzt. Der Gelehrte, der Dichter ist im Gebirge nicht eigentlich produktiv und kann es schon deshalb nicht sein, weil sein intuitives Vermögen hervorragend beschäftigt ist. Aber in der Selbstbesinnung beleben, sammeln, sondern, reinigen, ordnen sich die bereits gedachten Gedanken, werden aber zur Ausgestaltung im stillen Heim gebracht. Dennoch aber wird man der gewaltigen Natur diese Kraft zuschreiben müssen, dafs Werke der dichtenden Phantasie von höchster Schönheit nur bei Völkern und Personen reifen, die ganz in ihr leben und ganz mit ihr empfinden, wie Homers Ilias und Odyssee und Goethes bedeutendste Dichtungen bekunden.

Indessen die Wanderzeit geht zu Ende; wir müssen von der guten Mutter Natur scheiden, scheiden aber mit dem gleichen Bekenntnis, wie es Schiller in seinem Spaziergang ausspricht: „Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare, nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.“ Jedenfalls tragen wir einen gekräftigten Körper und eine beruhigte Seele, kurz, uns selbst als gebesserte Individualität heim. Als solche werden wir uns den Aufgaben gewachsen fühlen, die unsrer harren, und das Los ergeben tragen, das uns geworden ist. Denn auf das handelnde Subjekt, die Persönlichkeit, kommt es an, nicht auf das zu behandelnde Objekt, auf Amt, Beruf, Stellung. Ist das Objekt noch so vortrefflich, das ihm gegenübergestellte Subjekt indessen krank und also verstimmt, so wird diesem jenes mangelhaft und jammervoll erscheinen, sind wir aber gesund und demgemäfs heiter, dann muß unserm Dasein, auch wenn es ein ganz bescheidenes ist, immerfort die Blüte der Freude entspriessen, denn auf die Beschaffenheit des Bewußtseins kommt es an, nicht auf die Gestalten, welche sich auf der Fläche desselben bewegen. Es formt sich nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände nach sich. Diese Erkenntnis des Formenkönnens

und des Sichnichtformenlassens giebt der Seele Freude und Frieden. Und so gewinnen wir denn auch aus diesen Erwägungen heraus die große Wahrheit, daß die frische Luft des freien Feldes, wenn wir uns wandernd in ihr ergehen, das Heilmittel gegen die Krankheiten des Körpers und der Seele ist, welche die Kulturwelt im Organismus des Menschen und der Gesellschaft erzeugte, und daß sie „doppeltes Leben giebt, Freude zu leben und Mut.“

II.

Aber wenn das Wandern, dessen Bedeutung für die Volkswohlfahrt nach allen Seiten zu entfalten wir uns haben angelegen sein lassen, den Nutzen, den es gewährt, unserm Volksleben wirklich bringen soll, dann muß es der heranwachsenden Jugend zur Gewohnheit gemacht und von denen gepflegt werden, welche der jugendlichen Frische im Werk der Jugenderziehung bedürfen, von den Lehrern der Jugend. Wie dies geschehen könne, will der zweite Theil unserer Schrift auseinandersetzen versuchen. Wenn in demselben aber die weibliche Jugend und deren Erzieher fast ausschließlich ins Auge gefaßt sind, so wird man dies für eine Schulschrift, die aus dem Mädchenschulwesen erwachsen ist, als berechtigt und wünschenswert anerkennen.

Übrigens braucht auch der Knabe zum Spiel im Freien und zum Spaziergehen nicht geradezu angehalten zu werden; er nimmt sich die Zeit dazu, sobald sie sich ihm nur bietet. Denn er hat nach der anstrengenden Schularbeit, die für ihn größer ist, als für die Mädchen, immer das Bedürfnis, sich gehörig in frischer Luft zu bewegen, und giebt diesem Bedürfnis gern Folge, weil er fühlt oder weiß, daß er sich im Leben wird tüchtig tummeln und um sein Fortkommen bemühen müssen. Tritt er aus der Schule und in die Lehre, so sorgt sein Lehrherr schon für reichliche Bewegung, das Leben des Soldaten aber geht fast ganz in körperlichen Übungen und im Wandern auf. Und dieses Leben stählt den jungen Krieger so sehr und erfüllt ihn so ganz mit dem Frohgefühl der Gesundheit, daß er später trotz der strengen Disziplin, unter der er gehalten worden ist, sich gern seiner Militärzeit, dieser Hochschule des Wanderns, erinnert.

Indessen ganz anders sieht die Sache bei den Mädchen aus. Sie sind in großen Städten oft völlig dem heilsamen Einfluß einer kräftigen, im Freien geübten Bewegung entzogen, und das hält man geradezu für gut; denn, — so wird gesagt — das Mädchen muß für das Haus und die Familie, als seinen künftigen Wirkungskreis, erzogen werden, und hier findet sie auch reichliche Gelegenheit, sich auszuarbeiten. Aber diese Gelegenheit findet sich für sie durchaus nicht, wenn sie die Tochter einer vornehmen oder auch nur einer gut situirten Bürgerfamilie ist. Denn dort sind Kräfte zur Ausführung der schwereren Arbeiten reichlich vorhanden, und dort wie hier hegt man vielfach die Ansicht, es gezieme sich das nicht für die Tochter und gereiche ihrer körperlichen Schönheit zum Schaden. Aber womit beschäftigt sich denn dieselbe in ihrer freien Zeit? Sie spielt Klavier, auch wenn sie für diese Kunst nicht beanlagt ist, bald dieses Stück, bald jenes, aber kein Stück gründlich, liest bald in diesem, bald in jenem Buche, aber ohne Verlangen, mehr als den Gang der Erzählung kennen zu wollen; sie nimmt eine Handarbeit vor und legt sie wieder

weg, um wieder an einer andern sich zu beschäftigen. Sie ruht nicht recht, und sie arbeitet nicht recht; sie ist bald hier, bald dort; sie setzt sich, sie steht wieder auf, sie thut ein paar Schritte und setzt sich wieder; sie empfängt eine Freundin oder macht einen kurzen Besuch bei einer Freundin. Und wozu dies alles? Um dem Bewegungsbedürfnis, dem es an einem wertvollen Objekt zu seiner Ausübung fehlt, eine, wenn auch noch so dürftige, Befriedigung zu geben. Aber es ist sehr schlimm, wenn dem Verlangen nach körperlicher Bethätigung der noch willensschwachen Seele kein erfreulicher Wirkungskreis geboten wird.

Das Mädchen — und das tüchtigste vor allem — kann sich aber an der ihr bleibenden tändelnden Thätigkeit nicht genügen lassen und sucht deshalb nach einer andern, die das Verlangen nach geistiger Thätigkeit zu befriedigen verspricht, indessen das Uebel mangelnder körperlicher Anstrengung noch vergrößert. Es sind dies die sogenannten Kindervisiten, nicht blofs darum gefährlich, weil sie antizipieren, was Erwachsenen zukommt, und persiflieren, was Erwachsene thun, sondern weil sie Wertvolles für Körper und Seele versprechen und Schädigendes für Körper und Seele leisten. Der Genufs von starkem Kaffee, süfsem Gebäck, schwer verdaulichen Leckereien wirken wie Gifte auf den kindlichen Körper, und besonders auf den eines bewegungsarmen Kindes, ein und erzeugen Bleichsucht und Blutarmut. Denn beide Krankheiten sind die Symptome unrichtiger Säftemischung, die in mangelhafter Verdauung, also schlechter Ernährung, wurzelt. Aber viel schlimmer ist es, dafs in solchen Zusammenkünften in der Mädchenseele Richtungen angebahnt werden, in denen sie nicht wandeln sollte, und die verwüstend auf ihr künftiges Leben wirken. Denn auf welche Gegenstände wird sich die Unterhaltung bei Personen werfen, deren geistiges Gesichtsfeld ein ganz beschränktes ist? Glücklich, wenn sie das Schulleben im Spiel wiederholen und die Eigentümlichkeiten ihrer Lehrer und Lehrerinnen karrikierend nachahmen. Aber dieses Spiel hört bald auf, und nun geht es an ein Durchhecheln der Fehler ihrer nicht anwesenden Genossinnen. Nun ist das beliebte Thema gefunden. An ihm will sich jede beteiligen; jede sucht die andere zu übertrumpfen, zu überschreien; endlich, nachdem ausreichender Stoff für neue Visiten an den eigenen Kameradinnen gewonnen ist, bricht die Gesellschaft schwatzend und lärmend auf und kehrt mit überhitztem Kopf und beladener Seele nach Hause zurück. Unter dem Druck solcher Lebensweise sinkt die körperliche und seelische Kraft des weiblichen Geschlechts, und um so mehr, je weitere Kreise sich in diesen Strudel hineinziehen lassen.

Wem dieses Bild zu düster erscheint, der höre, was ein erfahrener Arzt sagt: „Ein kundiger Blick in die gegenwärtige Mädchen- und Frauenwelt, wie sie in Gesellschaft, im Theater, in den Konzertsälen sich zeigen, erfüllt mit Bedenken und Betrübnis. Die überwiegende Mehrzahl erscheint bleich, abgemagert, hinfällig, hohlwangig, bläulich schattig unter den Augen, blauadrig unter der dünnen, glanzlosen Haut, schwachatmig, unter allen Anzeichen der Blutarmut und deren Folgen trotz aller Verjüngungstoilette. Am Blutarmut leiden 75^o/_o aller jungen Mädchen. Vor einem halben Jahrhundert erfreute sich das Auge noch an blühenden und elastischen Frauengestalten, jetzt wird ihm dieser Anblick sehr selten. Das Weib ist das Opfer einer entartenden Zivilisation des Materialismus geworden. Es

hat sich durch die Statistik herausgestellt, daß in der gegenwärtigen erwachsenen und erwachsenden Generation die Blutarmut im weiblichen Geschlechte eine bedenkliche, die Lebensenergie abschwächende Ausbreitung erreicht hat und in bedrohlicher Weise im Zunehmen begriffen ist.“

Sind diese erschütternden Worte der Wahrheit entsprechend, dann heißt es, schnell der materialistischen Lebensweise das Ende zu bereiten und eine idealistische bei denen anzubahnen, in welchen das Übel noch nicht verheerend gewirkt hat, bei der weiblichen Jugend. Denn Verhüten ist leichter als Heilen. Es muß wieder körperliche und seelische Lebenskraft für die Jahre des Wirkens angesammelt werden. Denn der Mensch lebt in der zweiten Hälfte seines Lebens von den Zinsen des in der ersten Hälfte aufgespeicherten Kapitals von physischer und psychischer Gesundheit. Wir müssen in unseren Töchtern das Gleichgewicht zwischen Nahrungsaufnahme und Nahrungsverbrauch wiederherzustellen suchen, sie dem entnervenden Genußleben unserer Zeit entziehen, zu allseitiger rühriger körperlicher Thätigkeit veranlassen und im freien Spiel in der Natur und auf, wenn möglich, täglich vorzunehmenden Spaziergängen für wahre Schönheit empfänglich machen und mit höheren Idealen erfüllen. Man scheuche daher die junge Tochter immer von neuem aus ihrer Trägheit auf, lasse sie Liebe und Interesse an irgend einer häuslichen Arbeit gewinnen und wandere viel und oft mit ihr. Dann wird sie jene nicht immer abzuweisenden Visiten nicht leidenschaftlich begehren, sie vielmehr als etwas Lästiges und Störendes betrachten lernen. Dann wird die üble Laune, das häufig vorkommende trotzige Auffahren allmählich schwinden, und das Vergnügen, der Mutter in ihren häuslichen Geschäften beizustehen, wachsen. Dann wird sich die Wange wieder röten, der Puls kräftiger schlagen, der Gang elastischer, das ganze Gebahren kindlicher und natürlicher, und das Mädchen befähigt werden, den großen Aufgaben gewachsen zu sein, die ihrer harren, und die vielen und großen Freuden, welche das Leben dem körperlich und geistig Gesunden bietet, andächtig zu genießen.

Man wird aus dem Gesagten ersehen, daß wir den Spaziergang für das dem körperlichen und geistigen Wohle der weiblichen Jugend am meisten dienende Mittel halten. Aber wer ist dazu berufen, diese täglichen Spaziergänge mit den Mädchen zu unternehmen, da, wie auf der Hand liegt, sie es ohne Begleitung nicht können und dürfen?

Die Antwort lautet gewöhnlich: Der Lehrer. Man begründet diese Forderung etwa in dieser Weise: Der Lehrer unterrichtet die jungen Mädchen in den Naturwissenschaften; er bespricht mit ihnen Pflanzen, die den Erdboden bekleiden, Tiere, die ihn beleben, Gesteine, aus welchen er besteht. Er schildert ihnen an der Hand der Geographie, der biblischen und Profangeschichte, bei Gelegenheit des deutschen Unterrichts die verschiedenartigen Formen der Erdoberfläche, Wüsten, Meere, Seen, Gebirge, Kulturlandschaften. Um das, was er lehrt, recht deutlich zu machen, nimmt er bildliche Darstellungen zu Hilfe, aber da diese doch nur eine schwache Abschattung des Wirklichen sind, thut er den letzten notwendigen Schritt und führt seinen Zöglingen, indem er mit ihnen wandert, die Natur selbst vor das Auge. — Indessen dieser Schluß ist unrichtig, weil er von der falschen Prämisse ausgeht, daß der Spaziergang

unterrichtlichen Zwecken zu dienen habe. Man geht eben nicht spazieren, um sich zu belehren oder sich belehren zu lassen, sondern, um sich zu erholen, zu kräftigen, zu freuen, zu erbauen. Man mag ja auf Spaziergängen auch wohl etwas lernen, aber die schönsten sind die, auf welchen man sich dessen nicht bewußt wird.

Also von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich eine Verpflichtung des Lehrers, mit seinen Schülern zu wandern, nicht deduzieren, höchstens von dem, daß das körperliche und geistige Wohl seiner Pflegebefohlenen ihm anvertraut sei. Das aber muß er entschieden von sich abweisen. Ihm liegt es ob, zu unterrichten und durch Unterricht zu erziehen, nichts weiter. Und wenn er seine Aufgabe noch wo anders suchte, so geschähe es zum Schaden der seinem Unterrichte anvertrauten Kinder. Denn der Lehrer hat zunächst durchschnittlich vier Stunden am Tage zu unterrichten, d. h. angestrengt geistig thätig zu sein. Er muß immer auf sich selbst, auf seinen Unterrichtsstoff, auf seine Schülerinnen gespannt achten, denn es gilt, die leicht erregbare, flatternde, durch keine Aussicht auf bestimmten Erfolg gezügelte Mädchenseele zu edlem Fluge zu sittigen. Dazu ist eine Anspannung nötig, wie sie kaum ein anderes Geschäft auf die Dauer erfordert. Ja, um ihr nur gewachsen zu sein, bedarf der Lehrer für jede Stunde der sorgfältigsten Vorbereitung, und der erfahrenste Lehrer ist von dieser Verpflichtung nicht entbunden. Denn nur dann vermag er frei mit seinem Stoffe zu schalten und zu walten und ihn frei nach der sich ihm darbietenden Gelegenheit seinen Zuhörerinnen zu übermitteln. Ihm liegt dann fast täglich noch die Arbeit ob, die sehr wertvolle, des Korrigierens, wo ihm der Erfolg seiner Thätigkeit in sichtbaren Zeichen vor die Augen tritt, aber doch auch die sehr mühevollen und sehr ermüdenden, immerfort schiefe, verbogene, unverständliche, unrichtige Ausdrücke zu lesen, zu bedenken, zu berichtigen. Er darf auch nie aufhören, an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Denn es gilt, der Schülerin das Wesentliche des Wissens der Zeit zu übermitteln, damit sie, wenn kluge Männer sprechen, verstehen kann, wie sie es meinen, und ihnen gerne folgt, weil es ihr zu folgen leicht wird.

Dem Lehrer bleibt also zu seiner Erholung kaum mehr Zeit übrig, als der tägliche Spaziergang erfordert. Diesen will er allein unternehmen, will dahin gehen, wohin ihn das Geräusch einer Kinderschar nicht begleitet, wo er frei atmet, frei denkt, frei sich fühlt, wo er mit seinen Kräften spielt. Wollte man ihm diese Erholungszeit nehmen oder verkürzen, indem man von ihm verlangte, daß er sie zu Spaziergängen mit seinen Schülerinnen verwende; so würde man ihm die nötige Kraft für das Geschäft rauben, für das er berufen ist. Man verlange also vom Lehrer da nicht Kraftaufwand, wo er sich erholen will, denn sonst wird ihm da die Kraft mangeln, wo er sie braucht. Aber wenn man etwas von ihm in dieser Hinsicht verlangen will, so verlange man von ihm, daß er den Schülerinnen ihre freie Zeit durch häusliche Aufgaben nicht ungebührlich verkürze. Man darf sogar nicht einmal vom Lehrer mehr als eine beobachtende Thätigkeit in den Pausen beanspruchen und nicht fordern, daß er mit seinen Schülerinnen in den Pausen spiele, denn er bedarf der Sammlung nach jeder Stunde für jede folgende, deren Gegenstand oft sehr verschieden von dem der vorhergegangenen ist. Dem Kraftaufwand in

der Pause würde ein Kraftmangel in der Unterrichtsstunde folgen und dem Lehrer den Vorwurf zuziehen, daß er an unrichtiger Stelle Kraft vergeude, die ihm so nötig sei an dem Platze, den er einnehme, wenn auch dringend zu wünschen ist, daß alle Lehrer und Lehrerinnen sich unter den spielenden Kindern bewegen, um ihnen zu zeigen, wie sehr jeder Mensch der frischen Luft bedürftig sei.

Der Lehrer also kann mit seinen Schülerinnen nach der Schulzeit nicht wandern, auch in den Pausen nicht mit ihnen spielen. Aber seine Schülerinnen wollen auch beides gar nicht, und dazu haben sie ihren guten Grund. Die Schule übt fortwährend Zwang aus, und mag derselbe auch gelind sein, die Schülerin weiß, daß sie den Schulgesetzen pünktlich Gehorsam zu leisten hat und dieselben nicht ungestraft verletzen darf. Ein gewisser Zwang fehlt auch auf Schulspaziergängen, die zuweilen unternommen werden, nicht, aber dieser Zwang ist doch wenig fühlbar, und deswegen bitten die Schülerinnen auch häufig den Lehrer oder die Lehrerin, mit ihnen ins Freie zu wandern. Aber — man beachte wohl — sie wollen diesen Spaziergang nur an Nachmittagen unternommen wissen, an welchen sonst Schule gehalten wird, nicht nach dem Unterricht und nicht an schulfreien Nachmittagen. Denn an diesen sind sie frei von allem Zwang, an jenen nicht. Mit Recht wünschen sie auch gar nicht, daß ihre Lehrer und Lehrerinnen mit ihnen in den Pausen spielen. Denn Spielen heißt, frei sein Wesen schalten und walten lassen, und die Kinder fühlen instinktmäßig, daß der Begriff des Spiels vernichtet wird, sobald jemand zum Spiele nötigt und Beobachtung der Regeln des Spiels verlangt. Die Schule thut genug, wenn sie Turnspiele einübt, und wird sich nicht beklagen, wenn das sich überlassene Kind zu Spielen greift, welche nicht die häufig künstlich zurechtgemachten, in der Turnstunde erlernten, sondern die ursprünglichen, natürlichen, aus der asiatischen Heimat vor Jahrtausenden mitgebrachten sind. — Aber mit allem diesen ist gar nicht gesagt, daß die Lehrer und Lehrerinnen nicht mit ihren Schülerinnen zuweilen in den Pausen spielen, nicht mit ihnen zuweilen wandern sollen. Ja, Schulspaziergänge sind von großem erzieherischem Werte, und darum werden sie nicht selten unternommen. Der Lehrer will seinen Schülerinnen eine Freude bereiten, will sich vor ihnen als milde zeigen, will sie in ihren Bewegungen und Neigungen beobachten, will Seiten an ihnen kennen lernen, auf die er einzuwirken hat, auch ihnen bekunden, wie sehr er die Natur liebt, und sie zu gleicher Hingabe begeistern. Indessen diese Schulspaziergänge können nur selten unternommen werden, höchstens einmal in jedem Monat. Nun soll aber doch das Mädchen täglich dem Einfluß der frischen Luft des freien Feldes sich aussetzen. Wer ist es nun, der sie an den Naturgenuß gewöhnt, da dies die Aufgabe des Lehrers nicht ist und nicht sein kann? Es sind die Eltern.

Wem könnte diese Pflicht auch sonst so sehr eignen, wenn nicht ihnen? Und wer vermöchte sie gründlicher und besser zu üben, als sie? Denn in den Kindern spiegelt sich der Eltern eigenes Wesen wieder, und der Wille, das zarte Wesen vor Schaden zu behüten und ihm zum Genusse alles Glücks zu verhelfen, wirkt in ihnen mit der Kraft eines Naturgesetzes. Wer wäre aber auch besser dazu ausgerüstet, diese Aufgabe erschöpfend zu erfüllen, als sie, da sie allein, weil in Liebe thätig, des jungen Erdenbürgers Wollen und Empfinden völlig verstehen und begreifen? Aber was sie mit selbstloser

Hingabe für die ersten Lebensjahre ihres Lieblings gethan haben, das dürfen sie sich auch für spätere Zeiten nicht nehmen lassen, und je länger und je inniger sie ihrem Kinde ihre Pflege widmen, und je mehr sie es lernen, was ihm zum Heile dient, um so fester werden sie das Glück an ihr Haus fesseln, das in guten und gesunden Kindern besteht, und nicht in seinem Glanze und seiner weltlichen Habe. Sie wissen mit uns, daß dem Wohlsein ihrer Kinder von der Überkultur unserer Tage ernstliche Gefahr droht, daß diese Gefahr sich bannen läßt durch Hingabe an die verloren gegangene Natur, werden wir sie noch aufzufordern brauchen, ihre Kinder von jener möglichst fernzuhalten, mit dieser möglichst vertraut zu machen, also mit ihnen in die frische Luft des freien Feldes hinaus zu wandern und mit ihnen in dieser frischen Luft des freien Feldes zu wandern?

Man wird nun vielleicht die Frage aufwerfen, wie man es machen müsse, um den jungen Töchtern solche Wanderungen zu ermöglichen. Diese Frage wagen wir nicht zu beantworten. Denn die Bedingungen, unter denen es geschehen kann, sind für die verschiedenen Familien nicht die gleichen; die Frage muß also für jeden einzelnen Fall entschieden werden. Wer aber davon überzeugt ist, daß der jungen Tochter des Hauses ein täglicher Verkehr mit der Luft des Feldes zukommt, der wird die Angelegenheiten seines Hauses dieser wichtigsten Sache unterordnen, jedoch nicht diese jenen. Nichts kann wichtiger sein, als ein tüchtiges Frauengeschlecht groß zu ziehen; denn von ihm hängt das Glück der Zukunft ab. Wenn wir das neue Land, dem unsere Töchter anzugehören, und die neue Zeit, in der sie zu leben und zu wirken haben, mit rechter Entdecker- und Pfadfinderinbrunst lieben, dann werden wir keine höhere Aufgabe uns stellen, als unsere weibliche Jugend für jenes Land, für jene Zeit mit Kraft und Lebensmut auszustatten, und eiferstüchtig darüber wachen, daß nichts sie ihnen schädige oder sie ihnen nehme. Vielleicht hält mancher die hier gestellten Forderungen für übertrieben und unausführbar. Die alten Griechen und unsere deutschen Voreltern würden es nicht gethan, vielmehr das Gegenteil für unsinnig und unmöglich gehalten haben. Denn die Sitte gebot es ihnen, die Jugend mit höchster Vollkraft auszustatten. Aber weil bei uns und in unserer Zeit nur die ununterbrochene Arbeit, der Fleiß, wie man es nennt, die Sucht nach materiellem Besitz, welche es ist, Anspruch auf unbedingte Anerkennung machen darf, sich also für die Erwachsenen keine Zeit findet zum freien Verkehr mit der Jugend des Hauses, wird es schwerlich bald anders werden. Indessen findet ein gutgemeintes Wort vielleicht hier und da eine gute Statt; vielleicht vereinigt doch diese oder jene Mutter die Freundinnen ihrer Tochter, statt zu einer Kaffeegesellschaft, zu einer gemeinschaftlichen Wanderung, erquickt sie, und sich mit ihnen, an der schönen Gotteswelt und spendet ihnen nach dem Gange im eigenen Hause, nicht während des Ganges im Wirtshause, ein einfach ländliches Mahl. Denn der Spazierweg ist um seiner selbst willen zu machen, darf nicht das Mittel und der Weg zu einer reichbesetzten Tafel sein. Wenn solche Wanderungen von allen den Müttern geleitet werden, deren Töchter an der ersten teilnahmen, dann ist der Weg zu naturgemäßer Lebensweise entdeckt, und andere werden ihn suchen und das Heil auf ihm finden. Wo solch gemeinsames Wandern nicht ermöglicht werden kann, da möge der Vater oder die Mutter, so oft es ihre Zeit erlaubt, die Kinder hinausführen. Man wird nicht bloß

sehr bald merken, daß sie körperlich aufblühen und froh und heiter gestimmt werden, sondern diese Bemerkung auch an sich machen und dem Worte Jean Pauls vollkommen beipflichten: Nichts ist so schön als ein Spaziergang der Eltern mit ihren Kindern.

Also den Eltern geziemt es, Körper und Geist der ihnen von Gott als heiliges Geschenk anvertrauten Kinder zu hegen und zu pflegen und das junge Geschlecht mit beglückenden Kräften des Leibes und der Seele für die Zukunft auszustatten, aber nicht den Lehrern. Diesen fällt die wichtige, aber doch weniger wichtige Aufgabe zu, der jugendlichen Schar, die ihnen nur leihweise und für wenige Stunden des Tages überlassen, für die Sonn-, Feier- und Ferientage ganz entzogen ist, dasjenige des menschlichen Wissens, dessen Kenntnis für ihr Fortkommen als notwendig gilt, zu übermitteln, also das Gedächtnis ihrer Zöglinge mit wertvollem Inhalt zu füllen und ihre Denkkraft durch Übung zu schärfen. Dieses nicht leichte Werk aber absorbiert so sehr des Lehrers Kraft, daß ihm keine Kraft zur Übernahme des den Eltern anheimgegebenen Werkes übrig bleibt. Ja, um sein Werk nur recht thun zu können, ist er genötigt, zeitweise seine Denk- und Gedächtniskräfte außer Thätigkeit zu setzen, um denen zur Arbeit zu verhelfen, die unnatürlich lange ruhen mußten, damit jene durch Arbeit erschöpften ruhen und in der Ruhe die Kräftigung für neue ihnen bevorstehende Arbeiten gewinnen könnten. Dazu ist der tägliche Spaziergang erforderlich. Aber er reicht nicht aus, wie wir nachzuweisen versucht haben, und es gebührt dem Lehrer also eine wochenlang dauernde Wanderung, die Ferienreise.

Denn er bedarf für sein Werk eines gesunden Körpers und einer heiteren Seele, des Stahles in den Muskeln und in den Nerven, um den Anstrengungen des Unterrichts gewachsen zu sein; er bedarf einer reichen Welt- und Menschenkenntnis, soll sein Wissen nicht trocken werden, soll seine Kunst und Gabe nicht in Pedanterie umschlagen. Denn einem frischen blühenden Geschlecht steht der Lehrer gegenüber, wie kann er beleben, wenn er mühsam des Lebens Bürden trägt, wenn seine Seele des Reichtums und der Tiefe der Anschauungen und der Stille ermangelt, welche allein einen begeisternden Einfluß auf die Jugend auszuüben vermögen? Und was wäre der Mädchenlehrer, namentlich derjenige, welcher in höheren Klassen zu unterrichten hat, wo der Unterschied der Begabung des Mädchens von der des Knaben deutlich hervorgetreten ist, wenn er der phantasievollen, auf den schönen Schein und den farbigen Abglanz des Lebens gerichteten Mädchenseele kein kongeniales Element gegenüberstellen und der nach Bildern voll Klarheit und Schönheit schmachtenden nur starre Kenntnisse entgegenbringen könnte? Für ihn gilt ganz besonders die Mahnung Schillers: „In der schamhaften Stille deines Gemütes erziehe die siegende Wahrheit, und stelle sie heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife.“ Ja, und wie würde es ihm gehen, wenn ihm der starke, niemals erlahmende Wille fehlte, der schwankenden und wechselnden Stimmung seiner Schülerinnen die edle Richtung zu geben, welche erfreut und beglückt! Und diese Willensstärke wird in den gewaltigen Anstrengungen, zu welchen die Reise uns aufstachelt, in den Entbehrungen, welche sie zu ertragen uns zwingt, auf natürlichste Weise gewonnen. Damit aber der Wille

des Lehrenden nicht in Eigenwilligkeit sich verkehre, giebt ihm die Reise auch das notwendige Korrektiv. Denn weil sie an den Menschen, mit welchen der Reisende in Verkehr tritt, ihm vorher nicht bekannte Ansichten, Meinungen, Neigungen, Leidenschaften offenbart, macht sie ihn selbst milder in seinem Urtheile und verständiger in seinem Betragen.

Es wird nun wahrscheinlich gegen diese Forderung der Einwand erhoben werden, daß es dem Lehrer nicht möglich sei, die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen. Darauf ist zu erwidern, daß, bei einfacher Lebensweise überhaupt, bei sorgfältiger Vorbereitung für die Reise, bei möglichster Anspruchslosigkeit während derselben, sich die Kosten der Reise auf ein Geringes beschränken lassen. Allerdings darf man zunächst kein fern liegendes Reiseziel wählen, und das Gute liegt meistens ja auch so ganz nahe. Wenn die Gegend, welche man durchstreift, sich nur in etwas von der der Heimat unterscheidet, wenn sie dem Reisenden Bewohner gegenüberstellt, zu denen er keine anderen, als nur die allgemein menschlichen Beziehungen hat, wenn sie ihm den Genuß der stillen Besinnung, wenn sie der durch das Ohr vermittelten Seite seines Seelenlebens Ruhe gewährt, wenn das Wandergebiet dann noch ein freundliches Gebirge sein und der durch das Auge vermittelten Seite des Seelenlebens, Nahrung und Erquickung bieten kann, dann bewirkt auch diese Reise, was sie bewirken soll, und hat doch die Kasse des Wanderers nicht ungebührlich angegriffen. Wer aber in dieser Weise seine Wanderjahre beginnt, dem werden die Kräfte wachsen, ihn jedes neue Jahr zu neuen, weiter hinausliegenden Wanderzielen befähigen und endlich zu dem erhabensten Wanderfeld der Erde, zu den Alpen, führen, dem Gebiete, wohin die ermüdete Menschheit so recht eigentlich hingehört. Auch hier wird man mit dem Leichtesten anzufangen haben, um allmählich zum Schwersten befähigt zu werden. Und auch dieses dem Anfänger in Alpenwanderungen zunächst offene Gebiet ist von unsäglichlicher Schönheit. Die stillen Thäler, die sanften Gehänge, die leicht ersteigbaren Kuppen der Alpenvorberge schliessen eine unendliche Fülle schöner Landschaften, erhabener Aussichten in sich, und da sie nur von wenigen bereist werden, ist der Lebensunterhalt hier billiger, als in den meisten der von Reisenden überfüllten Mittelgebirge Deutschlands. Allmählich wird man sich Höheres zutrauen und diejenigen Partien der Alpen durchwandern dürfen, in welchen das Hochgebirge alle seine Schönheiten zusammengedrängt hat, die Gegenden um den Montblanc, Monte Rosa und Gran Paradiso. Wer sie und die Alpen überhaupt nur einmal so recht von ganzer Seele genossen hat, der wird von dem Heimweh nach ihnen nicht mehr geheilt und muß sie immer wieder aufsuchen, bis ihm die Kräfte versagen, ein Umstand, der sehr spät eintritt, da das Gebirge unablässig geschäftig ist, sie zu verjüngen. Wenn es ihm dann auch möglich wird, in dem Hochgebirg dieses Hochgebirges eine Hochtour zu unternehmen und sie wirklich auszuführen, der darf kühnlich behaupten, das Schönste, was die Erde bietet, in sich aufgenommen und einen Besitz für Herz und Gemüt erworben zu haben, den keine Zeit und kein Trübes der Zeit ihm zu rauben vermag.

Von der letzten Hütte aus, die uns ein Nachtquartier bot, sind wir, unter dem Gefunkel freundlicher Sterne, lange vor Tagesanbruch zur hochragenden Kuppe, unserm Ziele, emporgestiegen und lange vorher angelangt, ehe die Tagesleuchte über dem Horizonte empor-

gestiegen ist. Wunderbare Farbenspiele entzünden sich im Osten, gleiten über Felsen und Abgründe, werden von Augenblick zu Augenblick entzückender. Jetzt fliegen Lichtgarben von Bergspitze zu Bergspitze. Die dunklen Schatten der Gehänge durchsetzen sich mit leisen, immer kräftiger werdenden Lichttönen. Da trifft der erste Sonnenstrahl unser Auge, und nun liegt vor uns eine Welt von solcher Majestät und Gröfse ausgebreitet, dafs kein Mund sie aussagen, die Seele nur aufjubeln kann: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Die Berge gehen hoch hervor, Brunnen quellen in den Tiefen, und Wasser fliessen zwischen den Bergen hin. Herr, wie sind deine Werke so grofs und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“

Wer den Gedanken, die unsere Abhandlung zu erläutern gesucht hat, bis zu diesem Punkte nachgegangen ist, der wird mit dem Verfasser die Ansicht teilen, dafs das Leben ein Kampf ist, und mit ihm wünschen, auf dem Schilde vom Kampfplatze getragen zu werden, d. h. versöhnt und dankbar von der Erde scheiden zu können. Der wird aber dann auch wissen, dafs er diese Kampfesfreudigkeit und Siegeshoffnung nicht zum mindesten in dem festen Anschlufs an die Natur erlangt und sich erhält. Denn die frische Natur des freien Feldes ist entschieden der Ort, wo wir hingehören. Da wir aber, von der Kultur, die wir nicht entbehren können und wollen, zurückgehalten, nicht beständig in der freien Natur verweilen und wirken können, so bleibt uns nichts anderes übrig, als in sie hinauszuwandern und in ihr zu wandern, d. h. uns der einfachsten und schönsten Art zu bedienen, die uns mit ihr in Berührung setzt.

Wenn dieses vielfach noch instinktmäfsig geübte Wandern in allen gebildeten, vermögenden, leitenden Kreisen unserer Nation zu einem bewufst geübten, wenn es für alle in der Lebensarbeit und den Lebensgenüssen Ermüdeten zum Bedürfnis und zur Gewohnheit geworden ist, dann kann ein Umschlag in der materiellen Lebensanschauung und Lebensführung nicht ausbleiben. Aber es wird kein Rückschlag in die sentimental-verschwommene des vorigen Jahrhunderts sein, sondern die Ausbildung einer neuen Weltansicht bedeuten, welche so viel reale Elemente in sich schliesst, als nötig sind zur Erkenntnis des realen Lebens und der Gefahren, die aus den Lebensbedürfnissen erwachsen, und soviel ideale Elemente, als die Welt ihrer bedarf zur gründlichen Überwindung der Gefahren und zur Anerkennung berechtigter Forderungen. Darum blicken wir heiter und vertrauensvoll in das bereits aufdämmernde neue Jahrhundert. Denn wir wissen, wie die Krankheit, an der unsere Zeit leidet, zu heilen ist. Thun wir nun aber auch das unsrige, um denen, welche die Krankheit nur fühlen und das Heilmittel nur ahnen, zur klaren Erkenntnis des einen und des andern zu verhelfen. Und in diesem Entschlusse bestärke uns das tief sinnige Wort aus Goethes Faust:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfafs' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!“

Liebrecht.